



Matthias Rosenberger

Vademecum RepGrid

Leitfaden für den professionellen Einsatz der Repertory Grid Technik

Für George

Inhaltsverzeichnis

1. Vom Subjekt zum Konstrukt
 - 1.1 Die Welt erklären: der nomothetische Ansatz
 - 1.2 Die Welt verstehen: der idiografische Ansatz
 - 1.3 Methodendilemma der Psychologen
 - 1.4 Die Qual der Wahl
 - 1.5 Methodenbrücke Repertory Grid
2. Kellys Theorie der persönlichen Konstrukte
 - 2.1 Der Schöpfer George A. Kelly
 - 2.2 Fundamente der Theorie
 - 2.2.1 Konstruktiver Alternativismus
 - 2.2.2 Der Mensch als Forscher
 - 2.2.3 Gut gerüstet: Grundpostulat und Hilfssätze
 - 2.2.4 Im Zentrum steht das persönliche Konstrukt
 - 2.2.5 Die Struktur der Konstrukte: das Konstruktsystem
 - 2.2.6 Dreh- und Angelpunkt der Konstrukte: das Element
 - 2.2.7 Originalität: Kellys Elemente-Sets
 - 2.2.8 Kellys Elementekategorien und Triadenauswahl
 - 2.3 Grenzen der Theorie
 - 2.4 (Ein-)Ordnung muss sein
3. Die Repertory-Grid-Technik

- 3.1 Repertory-Grid-Projekte mit repgrid
 - 3.1.1 Motiv & Planung
 - 3.1.1.1 Vom Alltagsproblem zu den Elementen
 - 3.1.1.2 Elementerauswahl/Elementeentwicklung
 - 3.1.1.3 Ideen für Elementekombinationen
 - 3.1.1.4 Die Qual der Wahl: Konstrukte vorgeben?
 - 3.1.2 Rekrutierung und Terminierung
- 3.2 Es wirklich wissen wollen: Erhebungsformen
 - 3.2.1 Triaden, Dyaden
 - 3.2.2 Opposition oder Differenzierung
 - 3.2.3 Günstige Frageformen
 - 3.2.4 Die Güte der Konstrukte
 - 3.2.5 Bewertungsmaßstab: Rating und Skalierung
 - 3.2.6 Interview-Etikette
 - 3.2.7 Rahmenbedingungen im Interview
- 3.3 Des Pudels Kern: Auswertungsalgorithmen
 - 3.3.1 Hierarchische Clusteranalyse (Bertin)
 - 3.3.2 Hauptkomponentenanalyse (ESA und Multi-ESA)
 - 3.3.3 repgrid-Werkzeuge
 - 3.3.4 Mehr oder weniger nützliche Statistikmaße
- 3.4 Statistische Güte

4. Praktische Beispiele

- 4.1 Kulturanalyse + Systemdiagnose
- 4.2 Strategisches Management
- 4.3 Quality Benchmarking
- 4.4 Marken- und Produktführung

4.5 Top Team Development

4.6 Coaching

4.7 Leistungssport

4.8 Projektevaluation

5. Benchmark der Repertory-Grid-IT-Lösungen

6. Literatur

1 Vom Subjekt zum Konstrukt

Je dynamischer und komplexer die Umwelt erscheint, desto mehr sind Menschen darauf fixiert, Ordnung aktiv zu gestalten (vgl. Luhmann 1989, S. 5). Je komplexer und dynamischer beispielsweise Unternehmensstrukturen gestaltet sind, desto deutlicher und bedeutsamer treten diejenigen subjektiven Charakteristika in den Vordergrund, die sich nicht auf der Basis rational logischer Kompetenz befinden, sondern die auf psychologisch bzw. soziologisch relevanten Fähigkeiten und Wirkfaktoren (Soft Facts) aufsetzen. Das Gleiche gilt für politische Meinungstrends, Stimmungen in Organisationen oder die Wahrnehmung von Marken, Produkten und Dienstleistungen. Insbesondere scheinen aus psychologischer Sicht Intuition und die Fähigkeit, suggestiv zu agieren bzw. mit Suggestionen umzugehen, sinnvolle Persönlichkeitseigenschaften in dynamisch komplexen Umwelten zu sein.

Die professionelle Betrachtung des Individuums im Kontext institutionalisierter Umweltbedingungen wird traditionell dem Bereich der industriellen Sozialpsychologie bzw. Soziologie zugeordnet (March/Simon 1976, S. 7ff.), jedoch spielen auch Persönlichkeitsmerkmale des Menschen in diesem Feld eine bedeutsame Rolle. Denn nur über die vom Individuum gebildeten subjektiven Repräsentationen einer institutionellen Begebenheit können wertvolle und valide Hinweise über die Institution selbst gewonnen werden. Organisation und Individuum bedingen einander. Ob, wie March und Simon (1976, S. 129ff.) darlegen, über die Identifikation des Individuums mit der Organisation, was der direkten Betrachtung des Individuums als eigene

Persönlichkeit am ehesten entspricht, oder indirekt, wie bei Giddens (1997), über das rekursive Zusammenspiel von Handlung und Struktur in Organisation und Gesellschaft. Eine Handlung ist zielgerichtet und entspringt damit einem Wunsch oder Bedürfnis, was sie vom einfachen Verhalten unterscheidet. Das handelnde Individuum zum Beobachtungsgegenstand zu machen, begründet damit ebenfalls die Betrachtung der Persönlichkeit in institutionalisierten Kontexten.

Beschäftigt man sich mit der Frage, wie Ansichten von Menschen im Kontext ihrer Umwelt ermittelt werden, befindet man sich im Bereich der Persönlichkeits- oder auch Differenziellen Psychologie (Amelang/Bartussek 2001, S. 29ff.). Für uns, die vom Grunde her neugierig sind und stets **VOR** einer Interventionsphase eine Analysephase ansetzen, bedeutet es, gezielt nach einer geeigneten Methode zu suchen, die sowohl individuelle Persönlichkeitseigenschaften eruieren als auch interindividuell vergleichbare Ergebnisse liefern kann. Schließlich suchen wir nach Erkenntnissen, die allen Beteiligten helfen, sich gegenseitig besser zu verstehen(s. a. Resonance Economy, Rosenberrger 2021). Doch welche Ansätze gibt es, um Erkenntnisse zu gewinnen, die entweder im Einzelnen oder im Kollektiv verankert sind und nur zutage gefördert werden müssen? Eigentlich nur zwei (vgl. Angleitner 1980, S. 11ff.).

1.1 Die Welt erklären: der nomothetische Ansatz

Auf der einen Seite steht der „nomothetische“ Ansatz, der auch synonym als „erklärend“ bezeichnet wird und aus dem naturwissenschaftlichen Forschungsparadigma stammt. Nach dieser Auffassung können allgemeine Gesetzmäßigkeiten formuliert werden, die zur Voraussage

spezifischer Ereignisse dienen. Ein Beispiel im psychologischen Bereich ist die Vorgehensweise bei der klassischen Konditionierung nach Pawlow. Ein zuvor neutraler Reiz, der mit einem natürlichen, angeborenen Auslösereiz gekoppelt wird, ist in der Lage, selbst eine dem natürlichen Reiz zugehörige Reaktion auszulösen. Das klassische Instrumentarium der Allgemeinen Psychologie ist nach diesem Ansatz die Varianzanalyse. „Es gilt Haupteffekte für ein gesetztes Treatment zu finden“ (Angleitner 1980, S. 9). Eine Stichprobe liefert die allgemeingültigen Ergebnisse, welche dann auf eine vordefinierte Gesamtpopulation Anwendung finden (vgl. Lewin 1986, S. 11ff.).

1.2 Die Welt verstehen: der idiografische Ansatz

Auf der anderen Seite steht der „idiografische“, verstehende Ansatz. Hier liegt die Annahme zu Grunde, individuelle Merkmale der Persönlichkeit eines Menschen könnten nicht erklärt werden, sie könnten nur nachvollzogen werden, indem „der Interpret sich in die Situation der zu verstehenden Person hineinversetzt und sich vergegenwärtigt, wie er selber gehandelt hätte“ (Kelle 1994, S. 58ff.). Diese Auffassung ist vornehmlich in der Sozialforschung vertreten und aus der Perspektive des **„Interpretativen Paradigmas“** genährt. Demnach können wir Hypothesen weder formulieren noch operationalisieren, ohne auf unseren Wissenshintergrund wenigstens implizit Bezug zu nehmen. Wir sind nur in der Lage, unser Gegenüber zu verstehen, wenn wir gemeinsame Erlebniswelten haben und über dieselben Symbole verfügen, die einen Austausch über persönliche Sichtweisen zu bestimmten Phänomenen zulassen (vgl. [Abbildung 1](#)). Dieser Wissenshintergrund konstituiert sich durch aktive

Handlungen der Gesellschaft in der sozialen Realität (Kelle 1994, S. 44ff.).

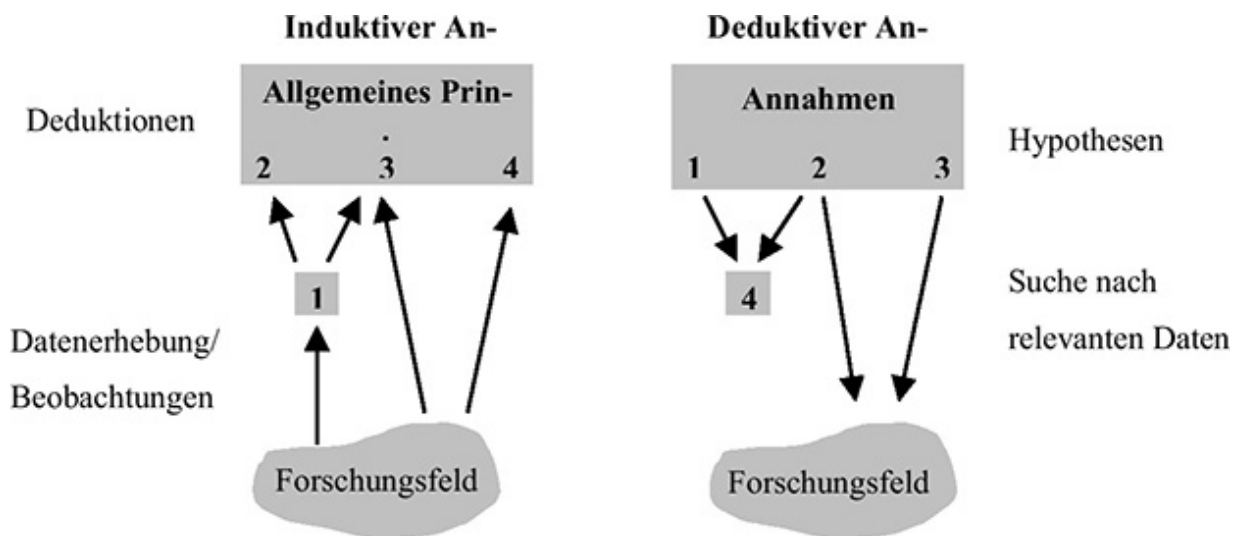


Abbildung 1: Unterscheidende Charakteristika induktiver und deduktiver Ansätze in der Erkenntnisgewinnung über ein Forschungsfeld (in Anl. a. Lewin 1986, S. 37).

Die Debatte um die kontroversen Grundpositionen „Erklären“ vs. „Verstehen“, also die Geisteswissenschaft als kausal erklärende Wissenschaftsdisziplin zu konzipieren, oder die Notwendigkeit des „inneren Nachvollzugs“ möchte ich hier nicht weiter verfolgen. Eine sehr umfangreiche Darstellung dieser Problematik diskutiert Kelle (1994, S. 57ff.).

Folgeschwer ist allerdings die Konsequenz, die sich aus dem genannten Dilemma nomothetischer vs. idiografischer Perspektiven auf den Gegenstand unserer Analysen ergibt: zwei methodisch völlig gegensätzliche Herangehensweisen an eine Problematik.

1.3 Methodendilemma der Psychologen

Psychologen machen sich das Leben schwer, indem sie die Lagerbildung zwischen quantitativer (also zählorientierter) und qualitativer (verstehensorientierter) Methodik schüren.

In den quantitativen Methoden (z. B. standardisierte Fragebogen, Test oder Laborexperiment) werden im Allgemeinen theoretische Vorannahmen zugrunde gelegt, sie sind daher theoriegeleitet (vgl. Lewin 1986, S. 221ff.). Diese Vorgehensweise entspricht der o. g. deduktiven Perspektive (s. [Abbildung 1](#)), auch **hypothetico-deduktive Methode** genannt. Im Vordergrund dieses Vorgehens steht die Anwendung der Logik der Ableitung von Hypothesen aus Annahmen, die a priori, also vor der Datenerhebung, bestehen.

Diejenigen, die dem induktiven Ansatz folgen, bewegen sich demgegenüber gewissermaßen in einem Meer aus Informationen und lassen die wesentlichen Variablen und Hypothesen aus dem Bereich ihres Interesses auf sich zutreiben (s. [Abbildung 1](#), vgl. a. Lewin 1986, S. 36f.). Zu Beginn einer Analyse besteht relative Offenheit gegenüber dem Problemfeld bzw. -gegenstand einer Fragestellung. Vorannahmen werden möglichst vermieden. Erst im Verlauf der Analyse werden Hypothesen gebildet, indem sukzessiv und kumulativ Daten zu einem Bild zusammengeführt werden (Lewin 1986, S. 37). Eine induktive Methode erfordert die systematische Beobachtung und Beschreibung des Problemfeldes.

1.4 Die Qual der Wahl

Je nach Art einer Fragestellung sollte man gut überlegen, welcher methodische Weg nach o. g. Grundhaltung sinnvoller ist. Bei der deduktiven Vorgehensweise werden im Allgemeinen quantitative Methoden den qualitativen

vorgezogen. Zu den quantitativen (zählorientierten) Methoden gehören u. a. der Fragebogen, der Test und Laborexperimente. Bei induktiven Ansätzen wählt man wohl eher die weichen oder auch qualitativen Methoden, wie beispielsweise das sog. narrative Interview oder das Experteninterview.

Im 19. Jahrhundert begann die sozialwissenschaftliche Forschung sich den Prämissen der naturwissenschaftlichen Forschung anzunähern. Insbesondere wurde der Versuch unternommen, die Kriterien dieser Richtung zu übernehmen, wobei die Rigidität der Methoden, die strengen Prüfungsmechanismen und schließlich die mathematischen Regeln oft zum Selbstzweck wurden. Mit anderen Worten: Selbst im Bereich des Sozialen wird quantifiziert, Qualitatives umgemünzt in Zählbares, obwohl gerade die Naturwissenschaften sich eines Quantifizierungs- und Methodenfetischismus entledigt haben und das Diktum „Wissenschaft heißt messen“ längst seine Ausschließlichkeit verloren hat (Atteslander 1984, S. 50, vgl. a. Mayring 1999, S. 1). Quantitative Methoden sind prinzipiell geleitet durch explizierte theoretische Überlegungen, sind dadurch eher „objektiv“ und vergleichbar. Sie können schnelle Rückläufe realisieren, jedoch leidet diese Vorgehensweise an inhaltlicher Bedeutung.

Qualitative Methoden (z. B. Interview oder Beobachtung) überzeugen durch ihre inhaltliche Relevanz und Aussagekraft, da sie sich an den Erfahrungen und Äußerungen des Individuums orientieren, jedoch führt die zeitintensive Erhebung und interpretative Auswertung zu subjektiven und oft veralteten Informationen (vgl. Westermann 2000, S. 25ff.). Hinsichtlich der Diagnose stehen sich quantitative und qualitative Methoden gegenüber (s. [Abbildung 2](#)).